



Foto Benjamin Haselberger

Wat wor dat früher schön in Colonia

Der Kölner neigt zur Sentimentalität. Kenner der kölnischen Seele wollen wissen, daß es reicht, an einem beliebigen Abend in einer beliebigen Straße eines der Lieder „Heimweh nach Köln“ (mit dem inrigen Schluß ... zo Fuß noch Kölle gon“), „En unserm Veedel“ oder „Öch, wat wor dat früher schön doch in Colonia“ anzustimmen, um die Kanalisation von Tränen der Rührung überfließen zu lassen. In dieser Behauptung tritt auch die zweite Schwäche des Kölners zutage: die Neigung zu hemmungsloser Übertreibung. Sie zeigt sich auch in seinen Liedern. Denn wie immer es im alten Colonia zugegangen sein mag, schön war es nicht unbedingt. Vor allem nicht im Prieserviertel: Im fast gänzlich kriegszerstörten Nordwesten der Kölner Altstadt wird seit jeher nach Kräften gestündigt. Bauständen waren, wie überall in Köln, das markanteste Zeichen des Aufschwungs. Am Ring, der das Viertel nach Westen begrenzt, treibt der „Gerling-Konzern“ es munter weiter. Ein „Carree“ nimmt dem Viertel den Himmel, bringt die Fundamente der Häuser nahe der Baugruben Wanken. Schönes Colonia. Schön waren auch die Engel der Nacht nicht, denen morgens um sieben Uhr die Glocken schlugen und sie ermahnten, den „Engel des Herrn“ zu beten. Wachbleich standen sie vor dem Eingang des „Café Prinzof“, die letzte Zigarette der Nacht (oder die erste des Tages) rauchend. Und wenn sich die Zuhörer zu nahe kamen, war Krieg auf den Straßen.

Wie mag es in jener Zeit der Alten zuzumute gewesen sein, die die „Klütten“ für ihren Brikettofen nicht mehr aus dem Keller in den obersten Stock eines der wenigen Altbauten tragen konnten? Der Küster schickte Melodiener – wenn sie nicht auf Parkplätzen dürftig Verstecken spielten, in Ruinen Schätze suchten oder auf den Steinsarkophagen an der Sankt-Gerson-Kirche balancierten. Das Leben spiele den Kindern im „Veedel“ auch später hart mit. Auf der einzigen Wiese konnte man wegen des Hundekots nicht spielen. Irgendwann wurde vor dem Laden im Souterrain, aus dem es immer nach Waschpulver roch, eine recite angelegt. Die Kinder tollten und schrien, die Alten in den Fenstern tobten. Bald rückte das Grünflächenamt an und setzte große Pflanzen.

Selbst die Kirche lehrte, wie ungesund es in der Welt zugehen kann. Im

wunderschönen Monat Mai ging es in die Rosenkranzandacht, nicht nur einmal, sondern jeden Tag. Aber nicht alle Beter wurden belohnt. Demen, die nach Sankt Aposteln gingen, weil sie auf der linken Seite der Prieserstraße wohnten, winkte ein Ausflug in das Bergische Land. Wer auf der „schül Säck“ der Prieserstraße wohnte und zu Sankt Gerson gehörte, der blieb, wo er war: im Prieserviertel.

Das alles ist so lange nicht hier, und doch hat sich vieles geändert. Für die paar Kinder besucht es schon lange keine Prieserschule mehr, wo der es am Ofen warm hatte, der zur Straße in der Ecke stehen mußte. Nur die Fassade steht noch, wie die Gründerzeit-Fassaden auf der anderen Seite der Prieserstraße, die einmal Häuser waren und nun ein seelenloses Hotel kaschieren. Frau Lorenz, die von marmorweißen Platten Käse verkaufte, dazu Milch in Flaschen mit silbernen und goldenen Deckeln, heißt heute „La Bodega“, und wer die Damen vom Café Prinzof sucht, der stößt auf eine Döner-Bude und nebenan auf bezaubernte Beaus, von denen halb im Scherz als „Jaher Hahr“ die Rede ist.

„Nix blieb, wie et is“, pflegt der Kölner in solchen Lebenslagen zu äußern, ganz unromantisch und bar jeder Übertreibung. Aber auch das ist, wie immer in Köln, nur die halbe Wahrheit. Denn das schrandige Veedel hat noch immer ein Herz. Es ist das „Piffgen“. Als einzige ist die obengrüne Hausbrauerei aus der im vergangenen Jahrhundert immensen Zahl von weit mehr als hundert Hauptbrauereien übrig geblieben. Hier wird das Kölsch, das vorne gezapft wird, hinten im Sudhaus gebraut, hier sitzt man an blankgeschauerten Tischen zusammen, hier wird das Kölsch noch in „Runden“ bestellt, von der einer dann sagt: „Die geiht op mich.“ Hier könnte man Frau Lorenz und die Alte vom Klapperhof treffen, wenn sie noch lebten, den Küster und vielleicht ein verhasstes Engeltchen, dazu den Vorstandsassistenten vom „Gerling“, der die „After-work-Party“ schon kannte, als sie noch gar nicht erfunden war.

Das alles ist ganz und gar nicht übertrieben und nur ein wenig sentimental. So wenig, wie Rudolf Piffgen auf unserem Bild mit der unerschütterlichen Zuversicht des Kölners von seinem „Beichtstuhl“ zwischen Ausschank und Saal das Geschehen in seinem Brauhaus beobachtet und schriftlich niederlegt: „Et blieb, wie et wor!“ (D.D.)